

CHARLIE CORBETT

**DIE ZWÖLF
SEELEN-VÖGEL**



kailash

CHARLIE CORBETT

**DIE ZWÖLF
SEELEN-VÖGEL**

Wie sie uns Trost, Ruhe und
neue Kraft schenken

Aus dem Englischen von Martin Bayer


kailash

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel *12 Birds to Save Your Life.*
Nature's Lessons in Happiness bei Penguin Random House, UK.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe

© 2021 Kailash Verlag, München

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Neumarkter Str. 28, 81673 München

© Charlie Corbett 2021

First published as *12 Birds to Save Your Life* in 2021 by Michael Joseph,
an imprint of Penguin. Penguin is part of the
Penguin Random House Group of Companies.

Illustrationen: Sarah Young

Innenlayout: Daniela Hofner, Ki 36 München

Lektorat: Werner Wahls

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-424-63229-3

www.kailash-verlag.de

Besuchen Sie den Kailash Verlag im Netz



Für Mum, weil:

»Ach, ich weiß nicht, weißt du, weißt du doch, oder?«

...wie Plum einmal sagte.

*Verleihe mich nicht einem anderen, so bin ich dein stiller Begleiter auf
allen Wanderungen. Wohin du gehst, dorthin gehe auch ich, durch die
Lüfte, in denen der Adler kreist, und über das weite Meer; durch
Hitze und Kälte, Flaute und Sturm und das Verstreichen der Jahre.
Legst du dich zur Ruhe nach des Tages Mühen, so lies ein wenig in
mir, und deine Träume werden sanft sein.*

IZAAK WALTON, THE COMPLEAT ANGLER

*Speak, roofless Nature, your instinctive words;
And let me learn your secret from the sky¹*

SIEGFRIED SASSOON, DECEMBER STILLNESS

1 Etwa: »Sprich, dachlose Natur, deine instinktiven Worte, und offenbare mir dein Geheimnis aus dem Himmel.« (A.d.Ü.)

INHALT

Einleitung	9
Prolog	
In meinem Anfang liegt mein Ende	13
1. Lerche	15
2. Rotkehlchen	37
3. Zaunkönig	61
4. Singdrossel	81
5. Gimpel (Dompfaff)	103
6. Elster	129
7. Hausspatz	149
8. Zilpzalp	183
9. Mehlschwalbe	203
10. Eisvogel	221
11. Brachvogel	239
12. Schleiereule	261
Wegweiser durch das Vogeljahr	275
Danksagung	285



EINLEITUNG

In diesem Buch geht es darum, wie man damit fertig wird, ein Mensch zu sein. Es geht darum, wie sich unerwartete Ereignisse ohne meine Erlaubnis mit Gewalt in mein Leben drängten, und wie eine erneuerte Liebe zur Natur – besonders zu den Vögeln – mir dabei half, den Tod meiner Mutter zu verarbeiten, und mir in einer Phase großer Unsicherheit und Angst Halt gab. Tod und Wandel, Furcht und Trauer sind nichts Neues. Sie begleiten uns, seit unsere frühesten Vorfahren aus dem Ursumpf kletterten und sich fragten, woher sie etwas zu essen bekommen sollten, aber trotzdem wird unsere Spezies aus irgendeinem Grund heute schlechter damit fertig denn je.

Wir sind unserer natürlichen Umgebung entfremdet. Diese Entwurzelung ist, so glaube ich, einer der Hauptgründe, warum es uns heute so schwerfällt, die Schläge, die uns treffen, zu bewältigen. Wir haben die Perspektive verloren, die uns die Natur bietet.

Es ist noch nicht lange her, da wusste man über etwas so Selbstverständliches wie die Vögel um uns herum ganz einfach Bescheid. Das gehörte so natürlich zum Menschsein wie unsere Beine und Arme. Sich in der Natur und der Vogelwelt auszukennen war nicht das Hobby weniger tausend Exzentriker, die unbedingt durch die Gegend eilen müssen, um seltene Arten zu sichten und sie in einem speziellen Notizbuch zu verzeichnen. Vogelbeobachter werden heutzutage mit Trainspottern und ähnlichen Fanatikern in einen Topf geworfen: ein bisschen komisch, aber harmlos.

Bis vor Kurzem hatte auch ich so gut wie keine Ahnung von der Tierwelt meiner Umgebung. Ich hatte viele Jahre lang in Großstäd-

ten gelebt und fühlte mich wie ein Außerirdischer, als ich auf den kleinen Bauernhof meiner Kindheit zurückkehrte. Ich wanderte die Feldwege und Nebensträßchen entlang, die ich von klein auf gekannt hatte, und fand mich von Fremdem umgeben. Unbekannte Vögel in namenlosen Bäumen sangen Lieder, die ich nicht verstand. Mir wurde klar, dass ich fast alles vergessen hatte, was ich als Kind im ländlichen England gewusst hatte. Mir gelang es kaum noch, einen Spatz von einem Star unterscheiden, aus dem morgendlichen Vogelchor konnte ich keine einzelne Stimme heraushören. Ich schämte mich und ging daran, die Sache in Ordnung zu bringen.

Bei dieser Reise in die Vergangenheit merkte ich, dass man nicht nur ein glücklicherer und zufriedenerer Mensch wird, wenn man sich für die Natur um einen herum interessiert, sie beobachtet und zu verstehen versucht und sie zu lieben lernt, sondern dass man auch der Natur selbst damit hilft. Sie ist kein Abstraktum mehr, sondern etwas sehr Konkretes und Gegenwärtiges.

Die Vögel wieder verstehen zu lernen hat mir unschätzbar geholfen, als meine Mutter erkrankte und starb und ich um sie trauerte. Ich sammelte dringend benötigten geistigen Ballast, sozusagen »Schiffsballast«, um meiner Stabilität willen. Und es würde mich freuen, wenn Sie, nachdem Sie dieses Buch gelesen haben, dieselbe unschuldige Freude verspürten wie ich, wenn an einem frischen Frühlingmorgen eine Amsel singt, wenn eine Singdrossel sich am Ende der längsten Nacht hören lässt oder wenn im April die Mehlschwalben aus Afrika zurückkehren. Das ist lebenswichtig.

Einige der zwölf Vögel, die ich in diesem Buch vorstelle, sind Ihnen sicher vertrauter als andere. Ich habe Vogelarten ausgewählt, die nicht nur mir sehr wichtig sind und zu meiner psychischen Rehabilitation beigetragen haben, sondern die Sie jeden Tag in Ihrer Nähe – oder zumindest nicht weit entfernt – finden und somit selbst auf Entdeckungsreise gehen können. Am Ende jedes Kapitels fasse ich

einfache Beschreibungen jeder Vogelart und Hinweise zusammen, wo Sie sie finden können. Und am Ende des Buchs erwartet Sie eine kleine Liste, die diese zwölf Arten in einen erweiterten Zusammenhang stellt, eine Übersicht, welche Vögel man zu welcher Jahreszeit an welchem Standort antrifft.

Dieses Buch macht Sie allerdings nicht zum Vogelfachmann oder zum Experten im Bestimmen seltener Tiere und Pflanzen. Es möchte Sie dazu inspirieren, Ihr Verhältnis zur Natur wieder aufzubauen, sich neu zu verwurzeln und die Probleme Ihres Lebens in die richtige Perspektive zu rücken: Indem Sie lernen, die Natur draußen vor Ihrer Tür zu verstehen, zu leben und sich in ihre Rhythmen einzufühlen.

Manchmal, wenn die Schatten der schwarzen Hunde allzu groß werden – das kommt immer noch vor –, mache ich einen Spaziergang zu einem nahegelegenen Hügel, steige den Hang hinauf und lege mich ganz einfach ins Gras. Wenn ich Glück habe, singen gerade die Lerchen über mir oder vielleicht tobt eine Bande Goldammern vorbei oder sogar ein Schwarm Distelfinken (ein Schwarm heißt im Englischen, wenn es um Distelfinken geht, *charm*, was mir allein schon das Herz wärmt). Wenn ich mir die Zeit nehme, auf die Natur zu achten und in sie einzutauchen, erscheinen meine Probleme alle gleich viel harmloser, und ich erfahre dabei jeden Tag etwas über mich selbst und das Leben.

Ich hoffe, dieses Buch erinnert Sie daran, dass es in Ihrem Leben eine verborgene Dimension gibt, die darauf wartet, erkannt und erlebt zu werden. Wenn Sie sich darauf einlassen und anfangen, sie zu verstehen, wird Ihnen auch das kleinste Erlebnis Freude und Staunen bringen.



PROLOG

IN MEINEM ANFANG LIEGT MEIN ENDE

Ich fahre auf einer leeren, buckligen Straße einmal quer durch Schottland – von Westen nach Osten über die Cairngorms, über mir den wolkenlosen Himmel, neben mir Mary, meine Freundin. Aus dem Radio dröhnt »Baba O’Riley« von The Who in voller Lautstärke. Zwar scheint die Sonne, und es ist Mittsommer, aber das Thermometer am Armaturenbrett zeigt ganze zehn Grad. Wir schweben Tausende Fuß hoch im Himmel. Wir lachen. Die Fenster sind heruntergekurbelt, die Luft ist kühl. Wir sind auf dem Weg zu einer Party und auf dem Rückweg von einer anderen Party. Die Zukunft ist ein leeres Blatt. Ich bin glücklich. Wir sind glücklich. Im Dezember will ich dieses Mädchen heiraten, und das Leben ist schön.





LERCHE

*The lark's on the wing;
The snail's on the thorn:
God's in his Heaven –
All's right with the world!*²

ROBERT BROWNING

*Wie Lerchen, die vom dumpfen Erdenraum
Frühjubilend sich zum Himmelstore heben.*³

WILLIAM SHAKESPEARE, SONETT 29

Es gibt kein besseres Wort für das Gefühl, das einen ergreift, wenn man eine Feldlerche hört und sieht, als *erhebend*. Im Englischen heißt das *exaltation*, und *exaltation* ist auch das Wort für einen Schwarm Feldlerchen. Man könnte es nicht treffender sagen. Ich weiß nicht, wer sich seinerzeit alle diese Spezialwörter für Schwärme einer bestimmten Vogelart ausgedacht hat (*a clattering of jackdaws* – ein Schwarm Dohlen, *a murmuration of starlings* – ein Starenschwarm, *a charm of goldfinches* – ein Schwarm Distelfinken, und das sind nur ein paar der schönsten). Aber wer immer es war, beherrschte seinen Job.

2 Etwa: »Die Lerche steigt auf, die Schnecke kriecht auf dem Dorn, Gott thron't im Himmel – die Welt ist in Ordnung.« (A.d.Ü.)

3 Übersetzung auch aller folgenden Shakespeare-Zitate: Schlegel/Tieck, William Shakespeare: Sämtliche Werke, Wiesbaden, Löwith 1989.

Der Gesang der Lerche strahlt Kraft aus. Er hebt Ihre Stimmung, was immer auch sonst in Ihrem Leben passiert. Ganz abgesehen davon, dass Sie, um eine Lerche zu hören, offenes und windiges Gelände aufsuchen müssen, wo es keine anderen Menschen, keinen Müll, keine Abgase und keinen Beton gibt – das allein schon kann einen glücklich machen. Der sprudelnde, zwitschernde, ansteigende Gesang der Lerche macht Sie dann noch glücklicher. Ich kann das Gefühl innerer Ruhe kaum beschreiben, das ich habe, wenn ich dieses Lied höre, aufschaue und über mir eine Lerche mit wild schwirrenden Flügeln am Himmel stehen sehe, während sie aus voller Kehle und vollem Herzen singt.

Wenn der Gesang der Lerche ein Drink wäre, würde er auf Ihre Seele etwa so wirken wie der erste eiskalte Gin-Tonic nach einem heißen stressigen Tag im Büro. Nein. Stimmt nicht. Gin-Tonic wird der Sache nicht gerecht. Es ist eher wie der Augenblick, in dem Ihr Körper in ein herrlich warmes Bad eintaucht, nachdem Sie einen langen schweren Tag auf den Beinen waren. Das ist es fast. Aber noch nicht ganz.

Ein viel zutreffenderer Vergleich für den Lerchengesang wäre vielleicht der Schmetterling der Buddhisten. Man kann ein Leben lang dem Glück nachjagen, ohne es zu finden. Hören Sie auf zu suchen, wird Ihr freundlicher ortsansässiger Buddhist sagen. Das Glück ist wie ein Schmetterling. Man kann es den ganzen Tag jagen und wird es nicht kriegen. Erst, wenn man aufgibt, eine Pause macht und ausruht, setzt er sich einem auf die Schulter, ohne dass man es auch nur bemerkt. Der Gesang der Lerche ist die musikalische Entsprechung dazu. Er ist die ganze Zeit im Hintergrund; man muss nur innehalten und zuhören, um ihn wahrzunehmen.

Die Lerche spielte eine zentrale Rolle in meiner eigenen Erweckung durch Vogelgesang. Sie holte mich in einer düsteren Stunde aus der Depression heraus, wie es kein Menschenwerk vermocht

hätte, und brachte ein tiefes Staunen über die Kraft der Natur in mir wieder zum Vorschein, das mich seitdem nicht mehr verlassen hat.

Es war an einem dieser Tage, die friedlich und freundlich anfangen – alles ist eitel Sonnenschein –, aber im Chaos enden. Meine Familie wurde mit etwas konfrontiert, womit wir niemals gerechnet hätten. Vielleicht hatten wir es alle zusammen allzulange nicht wahrhaben wollen – die merkwürdige Eigenschaft des Menschen, vor Tatsachen die Augen zu verschließen, bis diese einen über den Frühstückstisch hinweg anspringen, einem in die Cornflakes pinkeln und sich einem mit einem rostigen Löffel selbst in den Mund stopfen. Ich glaube, man nennt es Hoffnung, und ich denke dabei an den wunderbaren Satz, den John Cleese in *Clockwise* sagt: »Es ist nicht die Verzweiflung... Mit der Verzweiflung werde ich fertig. Es ist die *Hoffnung!*« (Wenn man ihn selbst hört, klingt es viel komischer.)

Es war jedenfalls an diesem Tag – einem der Hundstage im August –, als wir, die Familie, die Hiobsbotschaft bekamen, und als unsere Hoffnung den Todesstoß bekam. Meine Mutter, bei der vor einem Monat ein Hirntumor festgestellt worden war, bekam die gefürchtete »Prognose«. Zum ersten Mal im Leben hörte ich Wörter wie »bösartig«, »Endstadium« und »Palliativpflege« auf einen Angehörigen angewandt. Sie prallten von meinem Kopf ab, als der Arzt sie äußerte, ohne dass ich sie verinnerlichte. Die Situation kam mir unwirklich und surreal vor. Das konnte nichts mit mir oder meiner Mum zu tun haben. Ich weiß noch, wie ich die anderen anschaute. Wir saßen zu fünft in einem winzigen Zimmer mit rasselnden Lamellenjalousien und grauem Behördenteppich. Mum und Dad saßen nebeneinander und hielten einander fest. Katie, meine große Schwester, hielt Mums Hand, als wolle sie sie nie wieder loslassen, und mein Bruder Richard hatte die Hand sanft auf Mums Schulter gelegt. Ich, der Jüngste, saß hinter ihnen und versuchte zu verstehen, was vor

sich ging. Wir suchten alle mit den Blicken Halt aneinander. Am ehesten drückten diese Blicke tiefe Verwirrung aus.

Bis jetzt hatten wir nämlich geglaubt, dass Mum diese Krankheit überwinden würde, dass sie als eine Episode in einem langen und erfüllten Leben hinter ihr zurückbleiben würde, dass wir diese Hürde überspringen und unsere Mutter genesen würde. Wir hätten alle ein paar wertvolle Lektionen gelernt, und das Leben würde weitergehen wie zuvor. Kann vorkommen, so eine Sache. Später würden wir über diese merkwürdigen Wochen lachen, und Dad würde sich stöhnend erinnern, wie maßlos hoch die Parkgebühren auf einem englischen Krankenhausparkplatz waren.

Anfangen hatte alles an einem warmen Julimorgen einen Monat zuvor. Mary und ich saßen am Küchentisch und schmiedeten Pläne fürs Wochenende, als unerwartet Dad anrief. »Ich mache mir ein bisschen Sorge um Mutter. Wahrscheinlich ist es nichts weiter, aber sie hat einen komischen Anfall.«

»Was für einen komischen Anfall? Was meinst du, Dad?«

»Na ja, einen Anfall halt. Sie hat gerade die hartgekochten Eier für ein Picknick geschält, und plötzlich hatte sie diesen Anfall. Wir fahren zum Arzt, nur zur Sicherheit.«

Ein komischer Anfall. Ich legte auf und kehrte in meinen Alltag zurück. *Nachher Mum anrufen und fragen, wie es ihr geht,* nahm ich mir vor, und das war alles. Aber natürlich war es nicht alles. Wie sich herausstellte, hatte Mum schon seit Wochen Kopfschmerzen und bloß nichts davon erzählt, und der Arzt war besorgt genug, um sie zu weiteren Scans zu schicken. Aber bestimmt war es nichts weiter, sagten wir uns alle, nichts Ernstes zumindest. Mutter war so gut in Form und sah so jung aus wie keine andere 66-Jährige, die wir kannten. Sie strahlte eine tiefe kraftvolle Fröhlichkeit aus, und solche Leute werden nicht krank, sagten wir uns. Ganz einfach. Sie hatte noch genug Sprit im Tank, um mindestens hundert zu werden,

wahrscheinlich ein gutes Stück darüber, und sie glaubte das selbst auch ganz selbstverständlich. »Mir geht's gut, ihr Lieben. Es ist bestimmt nichts weiter. Nur so ein komischer Anfall.«

Aus Tagen wurden Wochen, und der sonnige Julitag, an dem es angefangen hatte, verblasste im Gedächtnis. Wir hingen in der Luft. Mum hatte eine Untersuchung nach der anderen, ein Arzttermin folgte auf den nächsten, während wir zu ergründen versuchten, was ihr genau fehlte. Dass sie einen Tumor im Schädel hatte, wussten wir da schon, aber es gab diese scheußlichen Dinger ja in den verschiedensten Arten. Viele waren gut operabel, man genas wieder vollkommen, während bei anderen die Aussichten düster waren. Wir klammerten uns an das Wort »gutartig«. Vor Kurzem hat mir Richard diese Zeit wieder uns Gedächtnis gerufen, diese Wochen der nervösen Unsicherheit vor der schlimmen Diagnose – unseren persönlichen Sitzkrieg.

»Mum hat mir erzählt, wie glücklich sie damals war«, sagte er.

Ich verstand erst nicht, was er meinte. »Wie kann man denn glücklich sein, wenn man in solcher schrecklicher Ungewissheit schwebt?«

»Du weißt doch noch, wie oft wir damals zusammen essen gegangen sind. Zum ersten Mal seit Jahren hat die Familie wieder etwas zusammen unternommen.«

Inzwischen ist mir klar, dass er recht hatte. Diese Tage und Wochen brachten uns deutlich wie nie zuvor den entscheidenden Anteil zu Bewusstsein, den Mum an der Schaffung und Erhaltung unserer kleinen Familie hatte, und man konnte ihr an den Augen ablesen, wie sie in Gedanken die Freude daran, uns alle wieder vereint und sich selbst von ihren Angehörigen, die sie mehr als alles andere auf der Welt liebte, umgeben zu sehen, gegen die Furcht abwog, ihre Tage könnten gezählt sein.

Natürlich war Mum der Klebstoff, der die Familie zusammenhielt. Mir war das nie so richtig klar, bis der Klebstoff sich aufzulösen be-

gann. Ich nahm es für gegeben, wie wir alle, und so kam es, dass wir uns in diesen Sommertagen voller Ungewissheit, während wir zwischen Hoffnung und zögernder Erwartung schwankten, auf eine übermütige Familientour durch die Dörfer und Städte der Umgebung machten. Wir gondelten als Einheit durch die Landschaft, wir fünf, in einer kleinen Parade fröhlicher Ängstlichkeit: Wir besuchten Ärzte, gingen in Kliniken, machten Termine bei Fachärzten aus – Mum immer sanft geborgen in unseren Händen und Herzen –, und wenn die Termine überstanden waren, gingen wir in einen Pub oder ein Hotel am Ort und aßen gemeinsam zu Mittag. Für uns Kinder war es wie eine zweite Kindheit, ohne die Requisiten des Erwachsenenlebens – unsere eigenen Familien, die wir inzwischen gegründet hatten. Wir waren wieder zurück im Jahr 1985. Meine Vater beklagte sich grundsätzlich über die Speisekarte des Pubs. »Haben Sie keine *normalen* Gerichte? Ich möchte doch bloß ein Steak!« Mum rollte mit den Augen und entschuldigte sich bei der genervten Bedienung. Katie, meine Schwester, wich meiner Mutter nicht von der Seite, und Stella, der Hund meines Bruders, entwischte bei jeder Gelegenheit.

Eines der allerletzten dieser Mittagessen mit Mum, in einem geradezu kitschig schönen, typisch englischen Pub, dem George Inn, wurde durch diesen notorisch ungehorsamen Labrador vorzeitig beendet. Ich werde nie vergessen, wie Mum vor Lachen Tränen in den Augen hatte, als mein Bruder im Dorf herumrannte, verzweifelt seinen Hund rief und ihn anflehte zurückzukommen. »Stella, Stella! Komm jetzt *bitte* zurück, Stella! Wo bist du, Stella? Bitte!«

Wir suchten und suchten, aber erst, als wir aufgaben und heiser und schwitzend zum Auto zurückschlichen, tauchte der Hund wieder auf und kam unbefangen die Straße entlanggetrottet.

»STELLA, DU HUND!«, schrie mein Bruder sie entnervt an.

Stella wedelte bloß mit dem Schwanz und sprang ihm in die Arme. Mein Gott, was lachten wir. Meine Familie hatte immer eine tief-

sitzende humorvolle Ader. Wie schwer das Leben auch sein mochte, wie sehr wir uns stritten, was für absurde Missgeschicke auch passierten, waren wir doch nie mehr als ein paar Herzschläge von einem stürmischen Gelächter entfernt.

Selbst als wir erfuhren, dass Mum höchstens noch zwei Jahre zu leben hatte, wenn sie Glück hatte, verloren wir nie unsere Fähigkeit, zusammen über unser Pech zu lachen, selbst wenn wir innerlich weinten.

Als ich am Nachmittag nach der schrecklichen Diagnose nach Hause kam, fühlte ich eigentlich gar nichts, als ob jemand meine Emotionen eingefroren hätte. Wir waren auseinandergeschieden, und ich war mit meinen Gedanken allein, düsteren Gedanken. Ich konnte nicht still sitzen und wanderte rastlos in meiner kleinen Küche hin und her. Mein Geist war wie betäubt, aber mein Körper wollte nicht zur Ruhe kommen. Ich packte mein erstarrtes Gehirn ein und machte mich auf zu einem Spaziergang in die verlassen Landschaft. Was sollte ich sonst tun? Wenigstens hatte ich damals das Glück, in einem malerischen abgelegenen Dorf zu wohnen, das von den Hügeln des Pewsey Vale in Wiltshire umgeben war und weite leere Landstriche für lange Wanderungen bot. Ich warf mir eine Jacke um, stieg in die Gummistiefel und machte mich in den nachmittäglichen Nieselregen auf.

Nach einigen Stunden Dahinstapfens, während ich versuchte, an gar nichts zu denken, fand ich mich etwas feucht am Hang eines einsamen Hügels liegend wieder, wie ich in den bleifarbenen Himmel schaute. Der sanfte Augustniesel sickerte mir langsam in die Knochen.

Niemand bereitet einen auf Unglücksnachrichten vor, so wie einen auch niemand darauf vorbereitet – oder darauf vorbereiten könnte –, wie es ist, kleine Kinder zu haben. Man bekommt natürlich haufenweise Ratschläge, bevor es so weit ist, aber man kann sich nie

wirklich in diese Lage versetzen, bis man dann wirklich mitten im Supermarkt steht und vor den Augen der anderen Kunden ein schreiendes, sich windendes Kleinkind festhält, während sich das etwas ältere Kind mit einer geklauten Tüte Malzbonbons fröhlich in Richtung einer belebten Straße davonmacht. Erst dann versteht man, was Hilflosigkeit wirklich bedeutet. Mit Unglücksnachrichten ist es genauso. Man ist einfach völlig hilflos.

Mir fehlte wirklich die Übung. In meiner Familie wurde niemals, unter keinen Umständen, über Gefühle gesprochen. Jeder offene Gefühlsausbruch, außer wenn man lachte, war den anderen peinlich und unangenehm, man wechselte rasch das Thema. Wir standen uns zwar in vieler Hinsicht sehr nahe, aber Umarmungen waren nicht üblich. Wir sprachen auch nicht über unsere »Probleme« miteinander, und natürlich belästigten wir auch keine anderen Menschen damit, weil das eitel und sogar selbstüchtig gewesen wäre. (Dass ich »Probleme« in Anführungszeichen gesetzt habe, zeigt schon, wie meine Familie mit offen gezeigten Gefühlen umging.)

Wenn wir als Kinder eine unangenehme Frage stellten, wurde mein Vater blass, sagte »Fragt Mum« und verdrückte sich eilig. Stellen wir die Frage dann Mum, wurde sie ebenfalls blass und gab jedes Mal dieselbe Antwort: »Noch ein Brötchen in den Rüssel?« Ich weiß bis heute nicht, was das bedeuten sollte (vielleicht bezog es sich auf hungrige Elefanten im Zoo), aber es bewirkte, dass man irgendwann keine »peinlichen« Fragen mehr stellte.

Als jetzt ein Erdbeben solcher Stärke unser bisher so ruhiges Leben erschütterte, wussten wir einfach nicht, wie damit umgehen? Was sollten wir sagen? Mit wem reden? Deshalb lag ich jetzt bei Regen auf einem Hang im Gras und war in jeder Hinsicht starr. Mein Gehirn war eingefroren, ich fühlte mich allein auf der Welt und allein auf diesem schlammigen Hügel. Niemand konnte mir helfen, wirklich helfen. Nicht jetzt.

Dann hörte ich die Lerche.

Ihr Gesang, der wirbelnd und in Kaskaden immer weiter anstieg und die Luft über mir schwingen ließ, war wie eine Injektion reiner Hoffnung in meine Seele, eine Art luftgetragener Ekstase, die in Stereoqualität über mir abgespielt wurde. Ich dachte noch, *Es ist August. Die Lerchen singen im August gar nicht mehr*, aber diese Lerche schwebte wirklich und wahrhaftig über meinem Kopf und führte ihre Künste vor.

Einige frohe Minuten lang holte mich das Lerchenmännchen mit seinem Lied aus der Hoffnungslosigkeit dieses Tages heraus, aus dem Nieselregen und den düsteren Gedanken und zurück in die Sommer meiner Kindheit, wenn es auf dem Hof meiner Eltern Zeit zum Heumachen wurde und die Lerchen sangen. Es waren wunderschöne Erinnerungen an Geborgenheit und Sicherheit. Was ich hier zu sagen versuche, ist wohl: Ich fühlte mich erlöst.

Fünf Minuten später war ich immer noch durchnässt und meine arme alte Mum immer noch todkrank, aber ich hatte eine Zuflucht vor dem Schrecken dieses Tages entdeckt und stabilisierenden emotionalen Ballast gefunden, mit dem ich ein bisschen Mut fassen konnte. Die Schönheit der Natur hatte mich geerdet und meinen düsteren inneren Monolog mit einem Strahl unverwässerten Sonnenscheins unterbrochen. Die Hoffnung kehrte zurück, und das lag am Lied der Lerche.

Ich hatte mich zwar bemüht, mir die Namen der Vögel und anderen Wildtiere nach vielen Jahren als Städter wieder anzueignen, und erkannte inzwischen die meisten Vögel und ihren Gesang ziemlich mechanisch wieder, hatte aber noch nie die gewaltige Kraft der Natur so direkt gespürt. Diese Lerche kam völlig unerwartet. Bisher hatte ich die Schönheit der Natur gewürdigt, weil ich sie schön finden *wollte*. Jetzt sah ich sie nicht nur, sondern spürte sie auch. Wie der buddhistische Schmetterling war sie auf meiner Schulter gelandet.

Ebenso wie die Natur hatte ich wohl auch Mum vernachlässigt, sagte ich mir, während die Lerche über mir sang. So läuft das halt im Leben – irgendwann verlässt man das Nest und tut sich in der Welt um, baut sich sein eigenes Leben auf. Ich hatte allerdings, als ich erwachsen wurde und mein Elternhaus verließ, nicht nur die Verbindung zur Natur, sondern auch die zu meinen Eltern verloren.

Bis vor zwei Jahren hatte ich in Australien gewohnt und war danach von einem afrikanischen Land zum anderen gesprungen, während ich Artikel für eine Finanzzeitschrift schrieb. Während der Arbeit für diese Zeitschrift, auf einer meiner vielen Rechercheisen ins Ausland, hatte ich auch Mary getroffen, an der Bar eines Hotels in Lagos. Sie war schön und intelligent, bodenständig – sie kommt aus Yorkshire – und weltgewandt und völlig außerhalb meiner Reichweite, wie sie da saß, gelassen ihr Star-Lagerbier trank und in einem ziemlich intellektuellen Taschenbuch las. Sie strahlte eine Aura unbefangener Eigenwilligkeit aus und ruhte ganz selbstverständlich in sich.

Nachdem ich selbst drei oder vier Star gekippt hatte, brachte ich den Mut auf, sie anzusprechen. Fremde Mädels in ausländischen Hotelbars aufzureißen ist ziemlich ungewöhnlich für mich. Außerdem will ich zugeben, dass ich bereits wusste, sie würde da sein, und sie auch im Bild war, dass ich irgendwann auftauchen würde. Wir hatten gemeinsame Freunde, die sich, wie sich dann herausstellte, miteinander verschworen hatten, um uns beide einsame Reisende zusammenzubringen.

Als wir das steife, gezwungene Ritual hinter uns hatten, das zwei Engländer, die sich im Ausland begegnen, unweigerlich durchlaufen – »Ach, aus X kommen Sie? Oh, dann kennen Sie sicher auch Y« –, fanden wir ziemlich schnell einen harmonischen, flüssigen Rhythmus aus angenehmem Gespräch, gemeinsamem Lachen und mitunter durchaus heftiger Diskussion, der uns seitdem nicht mehr verlassen hat.

Ich merkte rasch, während ich in dieser Tropenbar in Lagos weit weg von zu Hause mit ihr trank, dass Mary eine verwirrende Kombination wunderbarer Widersprüche ist: furchtbar unentschlossen, dann wieder genauso furchtbar entscheidungsfreudig (sie schließt ohne Zögern einen komplexen, folgenschweren Finanzdeal ab, aber bitten Sie sie nicht, eine Vorspeise auszuwählen). Sie ist genauso Künstlerin und Kunsthandwerkerin wie Bankerin und Wirtschaftswissenschaftlerin – idiosynkratisch und gehört trotzdem zum Establishment –, ebenso zu Hause auf der Vorstandssitzung einer Londoner Bank (oder in einer Bar in Lagos) wie in einem heruntergekommenen Pub in Wiltshire. Sie ist geschickt und kreativ, ohne viel Aufhebens davon zu machen – eine begabte Innenarchitektin und Schmuckgestalterin –, und gleichzeitig eine erfolgreiche Bankerin in der City, aber ohne sich deshalb irgendwelche Allüren zu geben.

Am meisten liebe ich an Mary aber, was ich schon am ersten Abend gesehen habe: Sie betreibt das Geschäft des Lebens mit Hingabe und Liebe in all seinen zähen Einzelheiten. Sie ist so unheilbar neugierig, dass sie ihre Nase in alles und jedes steckt, und unter der Eleganz und abgeklärten Weisheit steckt immer noch ein unbeirrbar freundliches, wissbegieriges kleines Mädchen mit strubbeligem Haar und einer Kassenbrille aus den Achtzigern.

Später am Abend trafen wir noch ihren Kollegen Malcolm, einen fröhlichen Banker mit Leib und Seele mittleren Alters mit rosa Wangen und scharf ausgeprägten, aber zusammenhanglosen Ansichten über Gott und die Hochfinanz. Mary und mir machte es großen Spaß, ihn das ganze Abendessen hindurch sanft anzustacheln – unsere Blicke trafen sich immer wieder wissend, während Malcolm sich über die katholische Kirche und die britische Zinspolitik ausließ –, bis es nach einem letzten Star-Lagerbier Zeit wurde, ins Bett zu gehen.

Seit diesem fröhlichen Abendessen 33 Stockwerke über den Straßen von Victoria Island in Lagos ist kein Tag vergangen, an dem

Mary und ich nicht auf irgendeine Weise kommuniziert hätten. Wir begannen mit höflichen Emails, gingen zu Textnachrichten über, dann zu Telefongesprächen und schließlich zu Drinks in meinen versifften Lieblingspubs in London und überteuerten Restaurants im West End. Gemeinsame Wochenenden, gemeinsame Ferien, dann zogen wir zusammen und schließlich heirateten wir. Eins führte zum anderen. Ich konnte mein Glück nicht fassen.

Weil ich mit Verliebtsein und Auslandsreisen so beschäftigt war, kam ich kaum noch nach Hause und besuchte Mum und Dad nur selten. Ich hatte einfach zu viel zu tun. Die festen Fundamente, auf die Mum unsere Familie gestellt hatte und auf denen ich meine Persönlichkeit aufbaute, nahm ich für selbstverständlich.

Wo auch immer in der Welt ich mich gerade aufhielt – und wie gefährlich oder langweilig, unbekannt oder beängstigend die Situation auch war –, ich hatte in mir immer das Gefühl einer grundlegenden Stabilität. Was auch immer das Leben für mich bereithielt, wie viel Angst oder Ungewissheit der Alltag auch bringen mochte – ich wusste, dass es einen unverrückbaren Pflock gab, der in Hampshire in den Boden eingeschlagen war und der mir in guten und schlechten Zeiten Halt gab und niemals wanken würde. Bis er dann doch wankte. Aber als ich jetzt der Lerche zuhörte, ging mir zum ersten Mal auf, dass die Natur zu einem neuen Halt für mich werden könnte.

Den Gesang der Feldlerche haben Sie womöglich schon oft gehört, ohne dass es Ihnen klar war. William Shakespeare spricht im 29. Sonett von »Lerchen, die vom dumpfen Erdenraum frühjubelnd sich zum Himmelstore heben«. Aber das ist nur ein kleiner Ausschnitt des Staunens und der Verehrung, die der Mensch der Lerche seit Jahrhunderten entgegenbringt. Zu Shakespeares Zeiten haben Dichter und Barden wie er sogar die Zunge der Lerche gegessen – was für Verbrecher! – in der Hoffnung, dadurch etwas von der Eks-

tase des Lerchengesangs in ihre drögen elisabethanischen Ergüsse einfließen zu lassen.

Falls Sie je auf dem Land gewohnt haben oder durch offenes Acker- oder Weideland gewandert sind, war die Feldlerche der musikalische Hintergrund. Nächstes Mal, wenn Sie ein offenes Feld überqueren, bleiben Sie stehen, spitzen die Ohren und lauschen. Am besten hört man die Lerche frühmorgens und frühabends im Frühling und Frühsommer. Wenn Sie dieses fröhliche Jubilieren hören und sich nicht sicher sind, ob es eine Lerche ist, schauen Sie einfach in den Himmel, denn die Lerche ist einer der wenigen Vögel, die im Flug singen. Wenn Sie über sich einen kleinen braungestreiften Vogel mit weißen Schwanzakzenten sehen, wissen Sie, wer der kleine Kerl ist, der da singt. Vermutlich gibt es sogar mehr als eine Lerche zu entdecken, wenn Sie Ihre Nackenmuskeln ein bisschen anstrengen und weiter in den Himmel spähen. Einige schweben über ihrem Revier, andere kämpfen noch mit Sturzflügen und Luftgefechten um ihres. Der torkelnde Sturzflug der Feldlerche und ihr fröhliches Singen im Flug war der Ursprung des englischen Begriffs *larking about* für »unbekümmert herumtollen« oder auch »herumalbern«. Dieses Wort habe ich allerdings nicht mehr gehört, seit mein alter Geschichtslehrer mir irgendwann im Mai 1988 untersagt hat herumzutollen, *stop larking about!*

Weil ich über dem Gesang der Lerche völlig die Zeit vergessen hatte, schickte mein Gehirn dem Rest meines schlappen Körpers irgendwann ein Signal, er solle wieder in die Gänge kommen. Meine Schultern, der Rücken und der Hintern schlossen sich an, weil sie inzwischen völlig durchnässt waren. Es wurde schon dämmrig, und Mary würde sich fragen, wo ich abblieb. Ich stand auf, schüttelte mich wie ein nasser Cockerspaniel, wandte mein Gesicht dem Regen zu und machte mich auf den Heimweg. Die Landschaft um mich herum kam mir plötzlich auf eine Weise lebendig vor, wie ich sie noch nie oder zumindest viele Jahre lang nicht erlebt hatte.

Fünfundzwanzig Meter vor mir galoppierte ein Hase über das Feld. Mir fiel auf, wie leicht und graziös er über den Boden schoss. Anders als Kaninchen, die hoppeln und schlurfen, schießt der Hase in einer einheitlichen eleganten Bewegung durch die Landschaft. Wenn man einem Hasen zuschaut, glaubt man, Mutter Natur sei eher Künstlerin als Wissenschaftlerin. Hasen sind ebenso schön wie faszinierend, und wenn Sie eine Lerche über einem offenen Feld sehen, ist wahrscheinlich einer in der Nähe. Hasen wirken irgendwie altertümlich, auf eine Weise, die ihr kleiner Verwandter, das Kaninchen, nicht hinkriegt. Mir kommt der Unterschied immer wie der zwischen einem Opel Astra und einem Bentley vor. In den hypnotischen Augen eines Hasen kann man sich verlieren.

Mein Bruder und ich bekamen jeden Sommer die eigentlich nicht beneidenswerte Aufgabe, den wilden Hafer aus dem Gerstenfeld zu jäten, in dem er sich breitmachen wollte. Wilder Hafer ist der Feind des Gerstenbauern, weil er die Ernte ruiniert. Wenn die Gerste voller wildem Hafer ist, kann man sie nicht mehr teuer an Bierbrauer verkaufen, sondern nur noch billig als Viehfutter. Also mussten mein Bruder und ich diese wichtige Aufgabe erledigen, und ich mochte sie sogar. Ich bekam nicht nur die Riesensumme von anderthalb Pfund pro Stunde, sondern durfte dem Gesang von hundert Lerchen (so kam es mir wenigstens vor) lauschen, und während ich das Feld nach dem lästigen Unkraut durchkämmte, kamen immer wieder aus allen Ecken Hasen hervorgeschossen.

Eines Tages sah ich, als ich methodisch vor mich hinjätere, die Gerstenähren etwa 80 Meter vor mir zittern. Dieses Zittern setzte sich in Bewegung und kam direkt auf mich zu. Ich war wie gebannt. Bevor ich reagieren kann, rannte mir ein großer brauner Hase mit einem lauten Schlag gegen die Beine und blieb verstört liegen. Ich schaute den Hasen an. Der Hase schaute mich an. Wir waren beide ziemlich schockiert, glaube ich. Eine oder zwei lange Sekunden